

Temilo van Zantwijk
Institut für Philosophie
Zwätzengasse 9
07743 Jena
Temilo.van.zantwijk@uni-jena.de

Beispiel, Induktion, Projektion

Die Frage, was Beispiele sind und wie sie gebraucht werden können, kann nicht als endgültig geklärt angesehen werden. Eine allgemein anerkannte Definition ist nicht verfügbar.¹ Üblicherweise werden Beispiele als besondere Fälle allgemeiner Aussagen betrachtet, die als Beleg, Erklärung oder Veranschaulichung eines allgemeinen Sachverhalts fungieren. Dem Beispiel werden entsprechend drei Funktionen zugewiesen: eine Beweisfunktion, eine Erklärungsfunktion und eine Illustrationsfunktion.² Beispiele können Beweise im logischen Sinne sein. Ein Beispiel ist eine logische Rechtfertigung einer Existenzaussage. Eine Allaussage lässt sich durch ein Gegenbeispiel widerlegen. In einem schwächeren Sinne von ‚Beweisen‘ stützt ein ‚Belegbeispiel‘ immerhin eine allgemeine Aussage, während ein ‚Kontrastbeispiel‘ eine zu widerlegende Behauptung schwächt.³ Das ist es, was grob gesprochen aus der Sicht der Logik und Argumentationslehre über die Beweisfunktion von Beispielen gesagt wird. In methodischer Hinsicht gelten Beispiele weiter als Erklärungen, die eine Rolle bei der Einführung von Begriffen spielen, insbesondere in der konstruktiven Logik und Wissenschaftstheorie, z. B. die Beispieleinführung des Ausdrucks ‚Prädikator‘. In didaktischer Absicht geht es in erster Linie um die Heranführung an deutlich bestimmte Begriffe oder Unterscheidungen. Die Methode des Unterrichtsbeispiels ist durch den Verzicht auf eine vorherige Klärung der inhaltlichen Systematik eines Wissensgebiets gekennzeichnet.⁴ Indem diese Art des Beispiels Übersichtlichkeit erzeugt, übt sie die Urteilskraft.

Diesen unterschiedlichen Auffassungen und Funktionen des Beispiels ist ein Merkmal gemeinsam: Das Beispiel wird in erster Linie als subsumierbarer Sonderfall einer allgemeinen Aussage oder eines Begriffs betrachtet. Zwar geht heute niemand mehr so weit wie Chr. Wolff, der dem Beispiel keine andere Funktion als die Illustration eines Begriffs durch einen

¹ Am weitesten gelangt wohl L.A. Marcushi: Die Methode des Beispiels. Untersuchungen über die methodischen Funktionen des Beispiels in der Philosophie, insbesondere bei Ludwig Wittgenstein. Erlangen 1976, indem er ‚...ist ein Beispiel‘ als zweistelligen Prädikator ‚stehen für‘ analysiert (S. 111ff.).

² J. Klein: Artikel ‚Beispiel‘. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hrsg. von G. Ueding. Band 1. Tübingen 1992, Sp. 1430-1435, hier 1432.

³ R. Honstetter: Exemplum zwischen Rhetorik und Literatur. Zur gattungsgeschichtlichen Sonderstellung von Valerius Maximus und Augustinus. Konstanz 1977, S. 185 (mit Bezug zu Augustinus’ Verwendung von Beispielen).

unter ihm subsumierten Fall zubilligen wollte. Wohl aber ist die Auffassung verbreitet, dass der Gebrauch von Beispielen die Verfügbarkeit deutlich bestimmter Begriffe voraussetzt und dass Beispiele nur unter dieser Voraussetzung auch andere als illustrative, insbesondere argumentative und explikative Funktion erfüllen können. Entsprechend bezeichnet Kant in einer bekannten, bis heute oft zitierten Definition das Beispiel als „bloß theoretische Darstellung eines Begriffs“, in welcher „das Besondere (concretum) als unter dem allgemeinen nach Begriffen (abstractum) enthalten vorgestellt“ werde.⁵ Die Leistung dieser Definition Kants ist, dass sie daran festhält, dass Beispiele in einer explizierbaren Weise ‚für etwas‘ stehen müssen, wofür sie Beispiele sind, ohne zugleich den Gebrauch der Beispiele auf bloße Illustration dessen, wofür sie Stellvertreter sind, zu reduzieren. Kants Definition ermöglicht es, Beispiele über die illustrative Funktion hinaus als Demonstrationen aufzufassen. Diese demonstrative Funktion besteht darin, empirische Begriffe auf Gegenstände der Anschauung zu beziehen. Kategorien werden für Kant mittels eines Schemas (der reinen Zeitanschauung) auf Gegenstände bezogen. Für empirische Begriffe sind jedoch Beispiele zuständig: „Die Realität unserer Begriffe darzutun, werden immer Anschauungen erfordert. Sind es empirische Begriffe, so heißen die letzteren Beispiele“.⁶ Kants Ausführungen vermitteln uns demnach folgendes Bild, das m.E. noch heute repräsentativ für den Umgang mit dem Begriff des Beispiels in der Philosophie ist: Einerseits können Beispiele Aussagen, Begriffe oder Unterscheidungen belegen und das heißt: Sie werden demonstrativ oder erklärend gebraucht. Andererseits verdanken Beispiele ihre Anwendbarkeit einem bereits etablierten Wissen, das eine verfügbare Aussage, Definition oder Unterscheidung sein kann. Entsprechend tragen Beispiele für Kant letztlich „nichts zur philosophischen Erkenntnis bei“ und sind „nur in populärer Absicht notwendig“.⁷ Die Möglichkeit eines argumentativen Gebrauchs von Beispielen wird damit zwar nicht explizit bestritten, kann im Rahmen dieser Vorgaben aber jedenfalls auch nicht begründet werden.

Dass diese Sicht schon innerhalb der Philosophie Kants nicht zu befriedigen vermag, zeigt ein genauerer Blick auf ihre Definitionslehre. Nach Kant können nur mathematische Begriffe, die durch Konstruktion gegeben werden, scharf begrenzt werden. Nur diese Begriffe lassen sich im strengen Sinne definieren. Sowohl reine (philosophische), als auch empirische Begriffe lassen sich höchstens exponieren. Die Exposition erfolgt an Hand von Beispielen. Im Falle der reinen Verstandesbegriffe sind dies Schemata, im Falle der Ideen Symbole (Hypotypo-

⁴ G. Buck: Artikel ‚Beispiel, Exempel, exemplarisch‘. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von J. Ritter. Band 1. Basel-Stuttgart 1971, Sp. 818-824, hier 823.

⁵ MdS, Ethische Methodenlehre §52, Akad. Ausg. Bd. VI, S. 479f.

⁶ KdU §59, Akad. Ausg. V, S. 359.

sen). Bei empirischen Begriffen handelt es sich um Beispiele im engeren Sinne, die Begriffe an Objekten der äußeren Anschauung demonstrieren, z. B. durch Hinweisen. Die Funktion der Beispiele bei Kant muss demnach wesentlich über die demonstrative Belegfunktion hinausgehen und auch die Begriffsbildung einschließen. Denn schon für empirische Begriffe gilt, dass die logische Deutlichkeit der Begriffe, die durch sie demonstriert werden, in der Exposition von eben diesen Beispielen abhängt. Erst recht ist dies der Fall bei Symbolen, die Zeichen sind, die zur Veranschaulichung von Ideen gebraucht werden, denen in der sinnlichen Anschauung nichts entspricht, eine Leistung, die diese Zeichen nur aufgrund ihrer ‚Prägnanz‘, d.h. ihrer begrifflichen Fülle erbringen können. Hier ist es also so, dass der begriffliche Gehalt einer Idee nicht definiert, sondern nur exemplarisch gegeben werden kann. Die Exemplifikation einer Idee ist nicht die bloße Umkehrung der Subsumtion eines Gegenstandes unter einen Begriff. Das symbolisch gebrauchte Zeichen weist eine Fülle von Prädikaten auf. Es kann keine Rede davon sein, dass Beispiele – um Kants Ausdrucksweise zu verwenden – nur die ‚Realität‘ bereits gegebener Begriffe ‚dartun‘, vielmehr muss ihnen eine vitale Rolle bei der Begriffsbildung zugestanden werden.

Beispiele sind generell Mittel, viel zu denken zu geben, d.h. mehr mit ihnen zu sagen, als ausdrücklich mitgeteilt wird. Darin ist der rhetorische Gebrauch der Beispiele begründet. Einer der bekanntesten Fälle eines Beispiels, das für zwei unterschiedliche Aussagen steht, ist das berühmte Beispiel Freges aus *Über Sinn und Bedeutung*: „Bebel wähnt, daß durch die Rückgabe Elsaß-Lothringens Frankreichs Rachegeleüste beschwichtigt werden können“.⁸ Dieses Beispiel zeigt zum einen, dass eine Verbindung von zwei Sätzen mehr ausdrücken kann, als die beiden Sätze für sich allein, sodass der Gedanke nicht immer derselbe bleibt, wenn einer dieser Sätze durch einen Satz mit demselben Wahrheitswert ersetzt wird. Implizit wird hiermit zum anderen auch eine politische Behauptung aufgestellt, die sich hinter dem Wort ‚wähnen‘ im Sinne von ‚irrtümlich glauben‘ verbirgt, nämlich: Frankreichs Rachegeleüste können so nicht beschwichtigt werden. Die rhetorische Verwendung von Beispielen entzieht sich offenkundig einer bloßen Subsumtionslogik für Beispiele im Sinne Kants: Ein Beispiel kann als konkretes Besonderes für mehrere allgemeine Abstrakta stehen. In solchen Fällen erschöpft die Rolle des Beispiels sich nicht darin, Konkretum für ein bestimmtes Abstraktum zu sein. Dieser Befund ist für den logischen Gebrauch von Beispielen von Bedeutung: Dasselbe Beispiel kann für mehrere Begriffe oder Aussagen stehen, die in solchen Fällen entweder voneinander unabhängig (wie in dem Bebelbeispiel) oder miteinander verträglich sind. Umgekehrt

⁷ KrV, A VIII.

kann ein Kontrastbeispiel zeigen, dass zwei Begriffe repugnant oder zwei Aussagen unvertäglich sind, z.B. wenn jemand gegen die Behauptung einer Vereinbarkeit von Steuerentlastung und sozialer Sicherheit am Beispiel vergangener Steuer- und Sozialpolitik zeigt, dass ‚Steuerentlastung‘ und ‚soziale Sicherheit‘ repugnante Prädikate sind.

Der rhetorischen Tradition ist manches über Begriff und argumentative Funktion von Beispielen zu entnehmen, das Philosophen, die in der Regel auf ihren eigenen und den wissenschaftlichen Gebrauch von Beispielen fixiert sind, häufig entgeht. Die klassische Rhetorik analysiert seit Aristoteles gerade an Hand des argumentativen Gebrauchs von Beispielen diejenigen Argumentationsformen, die in der Volksrede zur Überzeugung führen (im Unterschied zur mehr wissenschaftlichen Gerichtsrede, die am deduktiv vorgehenden Enthymem ausgerichtet ist).⁹ Die Rhetorik als Argumentationstheorie steht für die These, dass sich das alltägliche Argumentieren in der ‚Lebenswelt‘ durch den spezifischen Gebrauch von Beispielen vom ‚wissenschaftlichen‘, an der deduktiven Logik orientierten, Argumentieren unterscheidet. Dabei wird dem Beispiel eine argumentative Funktion zugewiesen, die weit über die allgemein anerkannte Illustrationsfunktion hinausgeht.

Die klassische Rhetorik bestimmt das Beispiel (*paradeigma*) als eine rhetorische Induktion (*rhetorike epagoge*) und hat dabei eine argumentative Verwendung des Beispiels im Sinn.¹⁰ In einer wichtigen Erläuterungsstelle erklärt Aristoteles, wie der Vergleich von *paradeigma* und *epagoge* zu verstehen ist. Die *epagoge* ist im Kern eine Generalisierung: Eine Reihe von Einzelfällen stützt eine generische Aussage über alle Fälle einer Art. Das rhetorische Beispiel funktioniert ein wenig anders: Es behandelt einen weiteren Einzelfall im Lichte einer gut gestützten Generalisierung: „Es verhält sich aber weder wie ein Teil zum Ganzen, noch wie ein Ganzes zum Teil noch wie ein Ganzes zum Ganzen, sondern wie ein Teil zum Teil, wie Ähnliches zu Ähnlichem“.¹¹ Die Beispielargumentation schließt etwa aus der als bekannt vorausgesetzten Tatsache, dass Peisistatos, nachdem er eine Leibwache gefordert hatte, die Tyrannei anstrebte, dass auch Dionysios, der eine Leibwache fordert, in Zukunft eine Tyrannei anstrebt. Beispielargumentationen haben demnach Ähnlichkeit mit Analogieschlüssen. Der Unterschied ist, dass die Gültigkeit der allgemeinen Regel, hier: ‚Wer eine Leibwache fordert, strebt die Tyrannei an‘, nicht vorausgesetzt, sondern durch die Anführung von Beispielen zugleich etabliert und gestützt wird. Im Vergleich zu Kant demonstrieren Beispiele also nicht

⁸ Vgl. G. Gabriel: Logik und Rhetorik der Beispiele. In: *Logik und Rhetorik der Erkenntnis*, Achstes Kapitel, S. 126-145, hier 136f.

⁹ Rhet 1417b38-1418a5.

¹⁰ Quint. Inst. Or. V, 11, 2.

¹¹ Rhet 1357b27-29.

gegebene allgemeine Begriffe, sondern sie machen diese verfügbar und ermöglichen durch die Etablierung einer Regel die Beurteilung eines weiteren Einzelfalls.

Dieser Vergleich des Beispiels mit der Induktion hat ihr gutes Recht. In gewisser Hinsicht ist er sogar richtungweisend für das Verständnis der rhetorischen Argumentation überhaupt: Nicht nur Beispiele, sondern rhetorische Argumente sind überhaupt Induktionen. Diese Einsicht ist in der Geschichte der Rhetorik allerdings erst spät aufgekommen. In der klassischen Auffassung scheidet sie noch am ungeklärten Begriff der Induktion, bzw. *epagoge*. Die Induktion wird ausschließlich als Übergang vom Besonderen zum Allgemeinen, oder als ‚Heranführung‘ an das Allgemeine aufgefasst und nicht als Schluss von einer Tatsache auf eine oder mehrere andere oder auf eine allgemeine Hypothese.¹² Erst nachdem Hume die moderne Auffassung der Induktion als eines tatsachenbasierten Schlusses formuliert hatte, konnte, wie ich als nächstes zeigen werde, der schottische Philosoph George Campbell die Formen rhetorischer Argumentation als tatsachenbasierte Schlüsse unter die Induktion subsumieren.

Hume hat als erster die moderne, bis heute allgemein anerkannte Formulierung des Induktionsproblems aufgestellt. Ohne den Ausdruck ‚induktives Schließen‘ zu verwenden, bestimmt Hume die Induktion als eine Schlussweise. Zum Beispiel schließt jemand induktiv, wenn er aus der Tatsache, dass Brot ihn bisher ernährt hat, auf die Tatsache schließt, dass Brot ihn in der Zukunft ernähren wird.¹³ Ein anderes Beispiel ist der Schluss von der Tatsache, dass die Sonne in der bisherigen Erfahrung jeden Morgen aufgegangen ist, auf die Tatsache, dass sie auch morgen aufgehen wird. Das eine ist eine generelle, das andere eine singuläre Vorhersage. Die Induktion, so können wir sagen, ist nach Hume das Problem tatsachenbasierten Schließens.¹⁴ Genauer geht es ihm darum, „die Natur jener Evidenz zu erforschen, die uns jede wirkliche Existenz und Tatsache sicherstellt, welche über das gegenwärtige Zeugnis der Sinne oder die Angaben unseres Gedächtnisses hinausgehen“.¹⁵ Tatsachenerkenntnis lässt sich gemäß dieser Diagnose ausschließlich aus der Sinneswahrnehmung rechtfertigen. Wegen

¹² Grundlegend dazu ist der Kommentar von C. Rapp: *Aristoteles: Rhetorik*. Übersetzt und erläutert von C. Rapp. Werke in deutscher Übersetzung. Begründet von E. Grummach, hrsg. von H. Flashar. Band 4, 2. Halbband. Berlin 2002, hier S. 158. Die Induktion ist generell weniger klar definiert als die Deduktion. Die Stelle *Topik I* 12, 105a13-16 gibt die allgemeine Bedeutung ‚Aufstieg zum Allgemeinen‘. Die Rhetorikstelle 1356b13-15 versucht, die Induktion so um zu definieren, dass sie nun auch das Beispiel einschließt. Ich versuche hier nicht, die Aristotelische Terminologie im Einzelnen zu rechtfertigen, sondern fasse Enthymem und Beispiel beide als tatsachenbasierte Argumentationen auf, die modern gesprochen beide Induktionen sind und sich lediglich durch ihre Richtung unterscheiden, wobei das Enthymem ein Schluss auf einen besonderen Fall aus einer allgemeinen Hypothese, ein Beispiel eine Argumentation von besonderen Fällen auf eine Hypothese ist. Aristoteles hat die Induktion (*epagoge*) nicht explizit als Schlussfolgerungstyp bestimmt.

¹³ David Hume: *Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand*. Übers. von Jens Kulenkampff. Berlin 1997, S. 44.

¹⁴ A. a. O., S. 38.

¹⁵ A. a. O., S. 36.

dieser Angewiesenheit auf Sinneswahrnehmung wird die Wahrheit einer Tatsache generell nicht mit derselben Evidenz erkannt wie die Wahrheit einer Idee, die sich logisch aus anderen als wahr anerkannten Ideen ableiten lässt. Gemäß Humes Unterscheidung zwischen Ideen (*ideas*) und Tatsachen (*matters of fact*) gibt es logisch zwingende Folgebeziehungen ausschließlich im Bereich der Ideen. Denn das Gegenteil einer Idee, deren Wahrheit bewiesen werden kann, enthält notwendigerweise einen Widerspruch. Aus keiner Tatsache folgt logisch das Bestehen einer weiteren Tatsache. Das Gegenteil einer Tatsachenerkenntnis schließt jedoch keinen logischen Widerspruch ein. Es ist gemäß dieser Überlegung nicht schwerer sich vorzustellen, dass die Sonne morgen nicht aufgehen wird, als dass sie aufgehen wird. Humes Problem hat demnach zwei Schichten: 1. Tatsachenerkenntnis besitzt generell nicht die Evidenz, welche die demonstrativ oder intuitiv unbezweifelbaren Ideen in Logik und Mathematik besitzen; 2. Es gibt keine logisch zwingende Verknüpfung von Tatsachen, sodass nicht klar ist, was uns berechtigt, von einer Tatsache, die uns in der aktuellen Sinneswahrnehmung vorliegt, zu einer anderen, die uns nicht sinnlich gegeben ist, überzugehen. Aus diesen Annahmen ergibt sich die Unmöglichkeit tatsachenbasierten Schließens und, da die Induktion gemäß dieser Beschreibung nichts anderes ist als tatsachenbasiertes Schließen, die Unmöglichkeit der Induktion.¹⁶

Ein bedeutender Aspekt von Humes Antwort auf das Induktionsproblem ist, dass er die Gewohnheit, die der Grund von Kausalerklärungen und damit von gesetzmäßigen Tatsachenverknüpfungen ist, wieder als etwas Naturgegebenes und letztlich auch wieder Erklärbares zu betrachten scheint. Zumindest nimmt er an, dass der Mensch einen Instinkt hat, der bewirkt, dass dieser Tatsachen, die einander sukzessiv oder simultan regelmäßig begleiten, gewohnheitsmäßig miteinander verknüpft, sodass er, wenn die eine Tatsache eintritt, auch die andere erwartet. Der Mensch scheint für Hume von Natur so ausgestattet zu sein, dass bestimmte Dinge für ihn evident sind. Diese Auffassung würde allerdings an Humes Zirkelargument

¹⁶ Der Wahrscheinlichkeitsbegriff führt nach Hume nicht zu einer Lösung seines Problems. Bereits im *Traktat über die menschliche Natur* führt Hume ein Zirkelargument gegen alle Versuche, die Wahrscheinlichkeitsrechnung zu einer allgemeinen Theorie des induktiven Schließens zu machen, ins Feld. (D. Hume: *A Treatise of Human Nature*. Hrsg. von L. Amhurst Selby-Bigge. Oxford 1975, I, 4. Vgl. weiter L. E. Coeb: *Stability and Justification in Hume's Treatise*. Oxford 2000, S. 45ff.). Humes Auffassung hat etwas Ambivalentes. Gemäß der skeptischen Auffassung der Induktion gibt es für Hume überhaupt keine Rechtfertigung für den Glauben an die Konklusion eines nicht-demonstrativen Arguments. Dennoch verwendet er verschiedene Bedeutungen von ‚Wahrscheinlichkeit‘ für eine partielle Rechtfertigung: Die *probability of causes* basiert auf der vollkommenen Erfahrung einer konstanten Tatsachenverbindung; die *probability of chance* stützt sich auf Tatsachenverbindungen, die unregelmäßig wahrgenommen werden und entspricht dem Begriff der statistischen Folgerung. Der Begriff der mathematischen Wahrscheinlichkeit setzt bereits voraus, dass Vergangenheit und Zukunft einander gleichen und ist damit ungeeignet, diese Ähnlichkeit zu begründen (vgl. A. J. Ayer: *Probability and Evidence*. London 1972, S. 3-26; D. C. Stove: *Probability and Hume's Inductive Scepticism*. Oxford 1973, S. 44f.). Die Wahrscheinlichkeitsrechnung hat ausschließlich ihren Wert für Tatsachenverknüpfungen, deren Häufigkeit sich

scheitern: Die Erklärung der Gewohnheit aus einem naturgegebenen Instinkt ist wieder durch Erfahrung begründet. Es ist also nicht verwunderlich, dass Hume diese nicht ausdrücklich vertritt. Der hier wichtige Befund ist nun, dass die Annahme, dass solche Evidenzen durch rhetorische Argumente hervorgerufen und intersubjektiv etabliert werden, Hume völlig fern zu liegen scheint. Das ist umso bemerkenswerter, als Hume allgemein als ein Kenner der Rhetorik zu bezeichnen ist. Hume knüpft insbesondere in der praktischen Philosophie an die Schottische Rhetorik des achtzehnten Jahrhunderts an.¹⁷ Noch auf seinem Sterbebett las Hume Campbells *Philosophy of Rhetoric*.¹⁸ Wenn dem so ist, stellt sich die Frage, warum Hume eines der zentralen Probleme seiner theoretischen Philosophie, das der Grundlage tatsachenbasierten Schließens, nicht mit Hilfe der Rhetorik in Angriff genommen hat. Unterstreicht dieser Befund nicht gerade, dass das Hume-Problem offenbar für Hume selbst nichts mit Rhetorik zu tun hatte? Die Antwort ist denkbar einfach: die Rhetorik wurde im achtzehnten Jahrhundert zwar als wichtig für Fragen der Ästhetik, Ethik und Bildung angesehen, aber nicht für Fragen der Argumentations- und Erkenntnistheorie und war entsprechend auf die *Elocutio*-Lehre beschränkt. Dieser beschränkte Rhetorik-Begriff tritt exemplarisch bei dem einflussreichen H. Blair zu Tage, der den Begriff des Geschmacks (*Taste*) an die Stelle des umfassenderen rhetorischen *aptum* gesetzt hat und entsprechend ästhetische Kritik, Erfindungsgabe und Genialität sowie das Erhabene in den Mittelpunkt stellt.¹⁹ Erst Campbell kehrt zu einem argumentativen Verständnis der Rhetorik zurück. Mit diesem Schritt wurde, wie ich jetzt ausführen werde, eine Verbindung zwischen Rhetorik und Induktionsproblem hergestellt.

Neben der intuitiven Evidenz bestimmter Grundsätze der Erfahrung, z.B. über den konstanten Lauf der Natur, kennt Campbell eine demonstrative Evidenz, oder *deductive evidence*, die durch Beweisen zu Stande kommt. Drittens führt Campbell eine *moral evidence* ein, für die insbesondere die Rhetorik als Kunst der überzeugenden Rede zuständig ist. Die *moral evidence* verbindet Intuitionen mit Erfahrung: „Moral evidence is founded on the principles we have

in Zufallsexperimenten ermitteln lässt. Vgl. vom Vf.: *Heuristik und Wahrscheinlichkeit in der logischen Methodenlehre*. Paderborn 2009 (im Druck).

¹⁷ Dies gilt insbesondere für den Begriff des Gefühls, das Hume nicht als ‚innate‘ ansieht. Er geht vielmehr von einer sozialen Genese der ethischen Gefühle durch ‚conversation‘ aus. Vgl. dazu D. Harrington: *Hume's Concept of Taste in the Context of Epideictic Rhetoric and 18th Century Ethics*. In: *Scottish Rhetoric and its Influences*, S. 17-30, hier 26.

¹⁸ G. Campbell: *The Philosophy of Rhetoric*. Hrsg. von L. F. Bitzer. Amsterdam 1963. Vgl. ferner J. Boswell: *Private Papers of James Boswell from Malahide Castle*. Hrsg. von G. Scott and F. A. Pottle. Mount Vernon NY 1928-32, hier Band 12, S. 227-232; vgl. ferner A. Potkay: *The Fate of Eloquence in the Age of Hume*. Ithaca und London 1994, S. 160; zum *homo rhetoricus* als Lebensideal vgl. R. A. Lanham: *The Motives of Eloquence. Literary Rhetoric in the Renaissance*. New Haven 1976, S. 1-8. Generell kommt es in der Schottischen Rhetorik dieses Zeitraums zu einer Transformation der klassischen Rhetorik durch das Ideal des ‚polite style‘. Dabei nimmt die Rhetorik maßgeblichen Einfluss auf die Vorstellungen von Politik, Öffentlichkeit, Bildung und Religion der Aufklärung. Die Rhetorik dient der Kontrolle der Leidenschaften und wird zu einem Bildungsinstrument gegen Aberglauben, Wunderglauben und Vorurteil.

from consciousness and common sense, improved by experience“.²⁰ Die Verbesserung der Grundannahmen erfolgt am Leitfaden von Beispielen („in regard to particulars“), die uns dazu verhelfen, Entscheidungen in Bezug auf die Zukunft und Unbekanntes zu treffen.²¹ Die moralische Evidenz bezieht sich auf reale, aber oft veränderliche und kontingente Verknüpfungen zwischen Dingen, ist graduell („admits of degrees“) und schließt die Richtigkeit eines Gegenarguments nicht aus.²² Campbells Philosophie der Rhetorik wird als Versuch bewertet, die Rhetorik auf die Basis der empiristischen Erkenntnistheorie zu stellen.²³ Es wird aber deutlich, dass diese Sichtweise zumindest einseitig ist. Campbell beantwortet zentrale Fragestellungen der empiristischen Erkenntnistheorie, wie Humes Problem der Induktion, rhetorisch. Folgen wir Campbell, so ist gegenüber Hume gerade die rhetorische Argumentation als Form induktiven Schließens zu bestimmen, denn rhetorisches Argumentieren ist als tatsachenbasiertes Schließen definiert und Induktion ist gemäß Humes Auffassung nichts anderes als tatsachenbasiertes Schließen. Die anfänglich dargestellte Sichtweise, dass sich der argumentative Gebrauch von Beispielen nicht begründen lasse, verkehrt sich durch diese rhetorikgeschichtlichen Befunde ins Gegenteil. Die Rhetorik im Sinne einer Kunstlehre des überzeugenden Argumentierens enthält eine Theorie tatsachenbasierten, oder induktiven Argumentierens. Dabei sind nicht nur die Beispiele, auch die Enthymeme tatsachenbasierte Schlüsse und damit Induktionen im modernen Sinne.

Was leisten nun genau die Beispiele? Für M. F. Quintilian ist das Beispiel als Beweismittel „die Erwähnung eines zur Überzeugung von dem, worauf es dir ankommt, nützlichen, wirklichen oder angeblich wirklichen Vorganges“.²⁴ Damit ein Beispiel ein Beweismittel ist, ist also erforderlich, dass es eine Tatsache repräsentiert, die in einer nachvollziehbaren Beziehung zum Beweisziel steht. Diese Beziehung wird unter Bezugnahme auf eine vermittelnde Regel hergestellt. Aristoteles’ Beispiel für eine *rhetorische epagoge* genügt dieser Beschreibung: Das Beweisziel ist eine Tatsachenbehauptung, hier, dass Dionysios die Tyrannei anstrebt. Dieser Satz wird durch eine allgemeine Regel gestützt – ‚wer eine Leibwache fordert, strebt die Tyrannei an‘ –, die eine allgemein akzeptierte Meinung, ein ‚*endoxon*‘ ausdrückt. Das Beispiel fungiert nun als Argument, indem es die akzeptierte Meinung, die nicht über jeden Zweifel erhaben ist, stützt, ohne bereits vom Beweisziel Gebrauch zu machen. Das Beispiel, hier: dass bereits Peisistatos zur Tyrannenherrschaft gegriffen hat, nachdem er eine Leibwa-

¹⁹ Vgl. H. Blair: *Lectures on Rhetoric and Belles Lettres*. Repr. Illinois 1965.

²⁰ A. a. O., S. 43.

²¹ Ebd.

²² Vgl. für diese Liste a. a. O., S. 43f.

²³ So von U. Stieglitz: *George Campbells Philosophie der Rhetorik*. Tübingen 1998.

²⁴ Inst. Or. V, 11, 6.

che forderte, zeigt demnach, dass die Regel eine gute Regel ist, dass heißt, dass es berechtigt ist, das Streben nach Tyrannei mit der Forderung nach einer Leibwache zu verknüpfen. Beispiele fungieren demnach innerhalb der rhetorischen Argumentation als Verknüpfen von Prädikaten. Dabei zeigt sich, dass rhetorische Argumentation Beispiele nicht beiläufig benutzt, sondern auf ihren Gebrauch angewiesen ist, weil die Verknüpfung der Prädikate in der Stützungsregel, auf der das Argument beruht, topisch und nicht zwingend ist. Nur die Anführung aussagekräftiger Beispiele berechtigt deshalb dazu, einen strittigen Fall im Lichte eines *endoxon* zu entscheiden.

Abschließend möchte ich auf die Ähnlichkeit des argumentativen Gebrauchs von Beispielen aus der Sicht der Rhetorik mit N. Goodmans Kriterium der Fortsetzbarkeit einer Hypothese oder eines Prädikats hinweisen. Bekanntlich führt eine probabilistische Interpretation des Induktionsproblems als eines Bestätigungsproblems (wobei der Grad der Bestätigung einer Hypothese durch die für sie verfügbare Evidenz anzugeben ist) nach Goodman in Aporien. Statt dessen definiert er das Induktionsproblem als die Frage nach der ‚Fortsetzbarkeit‘ einer Hypothese. Dabei ist zu unterscheiden zwischen ‚fortsetzbar‘ und ‚tatsächlich fortgesetzt‘.²⁵ Dass eine Hypothese tatsächlich fortgesetzt wird, heißt: 1. dass sie ausdrücklich formuliert ist, 2. dass sie explizit anerkannt ist, 3. dass zu ihr einige positive und keine negativen Fälle vorliegen. Keine Rolle spielt hierbei die Fortsetzbarkeit, d.h. die Frage, ob die Hypothese hätte fortgesetzt werden können oder sollen. Auf die Fortsetzbarkeit (*projectibility*) kommt es aber an. Denn zwei unterschiedliche Hypothesen, die gleich gut bestätigt sind und sich hinsichtlich ihrer tatsächlichen Fortsetzung nicht unterscheiden, sind nicht zwangsläufig gleichwertig. Oft werden groteske Prädikate konstruiert, bloß um zu einer Hypothese zu gelangen, die angesichts der verfügbaren Evidenz als bestätigt gelten darf. Die Forderung der Fortsetzbarkeit besagt, dass Regeln, wie Hypothesen, Prädikate enthalten sollen, die gemessen am etablierten Sprachgebrauch sinnvoll sind (was übrigens nicht heißt, dass sie nicht neu sein dürfen). Goodman bezeichnet die Bilanz eines Prädikats als seine „Verankerung“ (*entrenchment*), die ein Maß der Fortsetzbarkeit für Hypothesen ist.²⁶ Dasselbe fordert die klassische Rhetorik, wenn sie darauf besteht, dass begründete Überzeugung in Politik, Werbung und Recht, wo im logischen Sinne nichts zu beweisen ist, nicht bloß auf Grund von akzeptierten Meinungen zu Stande kommen kann, sondern dass die *endoxa* durch Beispiele zu stützen sind. Abschließend können wir demnach die drei etablierten Funktionen von Beispielen, nämlich die Beweisfunktion, die Erklärungsfunktion und die Illustrationsfunktion um eine vierte ergänzen, die insbe-

²⁵ N. Goodman: *Tatsache, Fiktion, Voraussage*. Übers. von Hermann Vetter. Frankfurt/M. 1988 (Engl. *Fact, Fiction, Forecast*. Cambridge Mass. 1955), S. 114.

sondere die argumentative Verwendung von Beispielen betrifft, nämlich die Projektionsfunktion. Entsprechend schlage ich den Ausdruck ‚Projektionsbeispiel‘ oder induktiv gebrauchtes Beispiel für argumentativ gebrauchte Beispiele vor.

²⁶ Ebd.; zur Terminologie vgl. Goodman: *Fact, Fiction, Forecast*, S. 95.